XXI. Jahrg. Berlin, den 12. Oktober 1912. Nr. 2.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1912.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a. Fernspr. Lzw. 7724.



Berlin, den 12. Oktober 1912.

Film.

Paul und Eduard.

„Wer von Gott die Herrschermacht empfangen hat, ist verpflichtet, unermüdlich für das Wohl seines Volkes zu sorgen. Die Berechtigung der Staatsformen, in die sich die einzelnen Völker geschickt haben, will ich nicht erörtern. Wir wollen gemeinsam versuchen, der Welt die Ruhe zurückzubringen, die sie braucht und die des Ewigen unwandelbares Gesetz empfiehlt. Daß ich Frankreich als Republik anerkenne und mich mit ihrem Haupt in Gespräche einlasse, giebt mir die Möglichkeit, Oesterreichs, Englands und Preußens Ausdehnungdrang zu hemmen, der das friedliche Behagen der Völker noch ärger stört als der Umsturz, dessen Schauplatz Frankreich war und ist. Ich schenke einer Hydra das Leben, damit nicht ringsum neue schuppige Ungethüme entstehen. Rußland und Frankreich sind durch so ungeheure Raumstrecken getrennt, daß sie einander nie schaden, durch einträchtiges Handeln aber die anderen Mächte an der Stillung ehrgeizigen Machtgelüstens hindern können." Sprach der zweite Nikolai so zu Felix Faure? Nein: Kaiser Paul zu Bonaparte. Der hat, auf dem Weg nach Egypten, die Jakobinerflagge vor Malta gezeigt; und damit den Briten ein Warnungsignal zugewinkt. Diese alte Melita, Karthagos Stützpunkt einst, dann Roms ostmediterranische Flottenstation, müssen sie haben. Im Herbst 1800 ist die

Johanniterinsel des Leun Beute. Unerträglich (heult Paul); diese Spitzbuben bereiten sich, das Türkenerbe in ihren breiten Schnappsack zu stecken. Und er beräth mit Rostoptshin den Plan, in Indien den Engländern die Machtquellen abzugraben. Unerträglich (knirscht Bonaparte); wider diese Räuberhorde muß ich den Nordlandsbären in den Kampf hetzen. Und er besinnt, schon 1801, den franko-russischen Bund, der dem Erdkreis die pax gallica aufzwingen könne. Was ist ihm noch Kaiser Franz? Ein Monarchenbild aus dem überheizten Ehrensaal eines Museums. Den Zaren, der ihn gestern den korsischen Usurpator gescholten hat, will er, muß er jetzt für sich gewinnen und an ein festes Halfterband knüpfen. Flink hat er selbst sich in den Wahn überredet, daß nur durch solche Verknüpfung die Ruhe Europas gesichert sei. „Alle im Mittelmeer und im Schwarzen Meer interessirten Mächte müssen wünschen, daß Egypten uns bleibe. Bald wird der Suezkanal fertig sein, der das Mittelmeer dem Indischen Ozean verbindet. Rußland ist unser bester Freund. Schon zittert der Brite. Wir behalten Egypten, besetzen Madagaskar, herrschen in Mexiko, auf den Antillen und Guayana; sind unwiderstehlich.“ Bis in die Dämmerung des Tages, der den vom tollen Paul, dann vom sanften Schwärmer Alexander begünstigten Traum in den moskauer Flammen verlodern sieht. Drei Jahre danach funkelt an Alexanders, Franzens und Friedrich Wilhelms Finger das Zeichen legitimer Verlobung: der Weihring der Heiligen Alliance. Als das Jahrhundert ins zweite Viertel tritt, herrscht in Peters Stadt ein treuer Mann; endlich wieder ein Mann. Einer, der die Willenswurzel nicht von den Nerven entkräften läßt. Nikolai Pawlowitsch hat Mancherlei, auch in London, versucht; doch im Innersten nie an seiner Pflicht gezweifelt, den Briten die Weltherrschaft zu wehren. Die scheint ihnen seit Trafalgar gewiß. Noch ist kein zu starkem Handeln fähiges Deutschland (Der es schaffen soll, lernt bei Plamann just Brutus und Tell als gemeine Mörder hassen); und Frankreich ist zu völlig von Rachsucht geblendet, um zu erkennen, daß es nur im Bund mit Fritzens Staat die zur Umgrenzung britischer Machtgier nothwendige Kraft finden könne. (Anfang und Ende des neunzehnten Jahr-

hunderts stehen unter dem selben Fatum: England erstarkt, weil Frankreich und Preußen durch Feindschaft geschieden sind.) Nikolai läßt sich von Brunnow als das Oberhaupt eines Dreibundes feiern, der in Orienthändeln freilich versagen müßte und dem es in Wien und Berlin an moralischem Muth fehlt, der immerhin aber die Seemächte den Willen der konservativen Festlandsreiche respektiren gelehrt habe. Läßt sich vom Grafen Nesselrode als neuen Heiland vergotten. „Die Macht Eurer Majestät hat die Griechen vor der Egypterplage bewahrt, Türken und Perser gezüchtigt, dem unheilvollen Bündniß des liberalen England mit dem Frankreich der Julirevolution die Wirkensmöglichkeit gekürzt. Eurer Majestät wichtigste Sorge galt dem Osmanenreich. Wo die Verfallssymptome sich zu solcher Fülle häuften, durfte der Weise sich nicht zu einer Territorialbürgschaft verpflichten. Stets aber haben Sie sich für die Integrität der Türkei eingesetzt und mit russischen Truppen sie am Bosporus (gegen Ibrahim Pascha) vertheidigt. Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der fremden Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von der Seeseite sichert, verewigt in anderer Form das Wesen des alten Abkommens. Die erfreulichste Folge der Orientkrisis war aber die Auflösung des anglo-französischen Bundes, der nur unter dem Namen einer entente cordiale noch ein Weilchen hinkümmern konnte.“ 1850; im November. Drei Jahre gehen, noch vier Monde leuchten und blassen: da liest Nikolai die Kriegserklärung der wieder geeinten Westmächte (in deren Lager bald auch Oesterreich abschwenkt). Ehe Friede wird, stirbt der harte Gossudar; und über sein Grab hin hallen, nach drei Lustren, Gortschakows Worte: „Der Krimkrieg und der Pariser Friede von 1856 waren die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen verhängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen.“ England ist übermächtig, Preußen eines wehrhaften Reiches scharfe Spitze geworden; Pauls Hoffnung begrub der Malakowthurm.

Vor einundzwanzig Jahren ist sie aus der Steingruft auf-

erstanden. Frankreichs Macht, hatte, nach Bismarcks Entlassung, Alexander der Dritte an den Rand eines Ministerialberichtes geschrieben, darf nicht vermindert werden. Als Admiral Gervais aus Kronstadt heimgekehrt ist, unterzeichnen in Paris Mohrenheim und Ribot den franko-russischen Bündnißvertrag; und nach einer Anstandspause holt General Boisdeffre aus Petersburg die Militärkonvention. Marine? Daran denkt man noch nicht. Das Deutsche Reich ist nur auf dem Festland gefährlich zu verwunden; und gegen Britaniens Armada kämen die vereinigten Schaukelkasten der nations amies et alliées doch niemals auf. Die Genossen des neuen Bundes fühlen (Frankreich in Tunis, Marokko, Senegambien, Dahomey, Siam, China; Rußland in Persien, Afghanistan, Tibet, im Mongolen- und Mandschurenland) die Schlagkraft der Löwentatze; können aber nur einmal hoffen, die königliche Bestie hinter Eisenstäbe zu pferchen: und der Weg in diese eine Gelegenheit wird ihnen von Berlin aus gesperrt. Freiherr von Marschall hat im Reichstag gerufen, Deutschland habe in der Südafrikanischen Republik das selbe Recht wie England und könne nicht erlauben, daß die Selbständigkeit dieser Republik angetastet werde. Danach und nach der Depesche an Krüger schien ein antibritischer Dreibund der Mächte möglich, die den Frieden von Shimonoseki durchgedrückt hatten. Irrthum. Deutschland zeigt zum ersten Mal, daß seinem Wort, dem lautesten, nicht die That folgt und daß ein Land, dem es mit der Zunge die Integrität verbürgt, auf Helferhandeln nicht rechnen darf. Deutschland läßt die pariser und petersburger Bündnißvorschläge in London denunziren: enttäuscht Frankreich und Rußland und bleibt, als Burenfreund, Türkenprotektor und Begünstiger des russischen Dranges in die Mandschurei, den Briten dennoch verhaßt. Herr Delcassé, dem die blinde Wuth unserer Dreyfusmannschaft auf den Stuhl des deutschem Wesen freundlicheren Herrn Hanotaux geholfen hat, erblickt keine Wahlmöglichkeit: um nicht, trotz dem Pakt mit Rußland, ohnmächtig zu scheinen, muß er sich mit England verständigen. „In der weiten Welt sehe ich nirgends zwei Länder, die so auf einander angewiesen sind wie Frankreich und Eng-

land": spricht Eduard der Siebente; später (zu Loubet): „Daß die Freundschaft unserer Länder sich fest einwurzle, ist mein heißester Wunsch." Achter April 1904: entente cordiale. Juni, Juli, August 1905: Flottenverbrüderung in Algier, Brest, Portsmouth. Gemeinsamer Groll schlägt von der franco-anglaise zur franco-russe die Brücke. Rußland ist an der Peripherie und im Centrum geschwächt; und das Deutsche Reich baut seit 1906 mit kaum noch bedächtiger Schnelle Dreadnoughts. Eduard weiß, wohin er gelangen möchte. Sein Vertrauensmann Sir Donald Mackenzie-Wallace muß in Algesiras mit dem Russen Cassini die Frage erörtern, auf welchem Pfade dieses Ziel zu erreichen wäre. Zeichen und Wunder werden sichtbar: Rußland unterstützt am Bosporus Englands Anspruch im Fall Tabah; drei russische Panzer ankern vor Portsmouth. Im März 1907; am dreißigsten August wird der anglorussische Vertrag (über Persien, Afghanistan, Tibet) unterzeichnet; am zehnten Juni 1908 ist Eduard in Reval und zwei Tage danach hören wir, daß Iswolskij und Hardinge „auch über Indien und Makedonien ganz einig sind." Britanien, Frankreich, Rußland. Noch immer scheints nicht genug. Die Triple-Entente sucht der Triple-Alliance die Genossen und Freunde abzufangen. Im Januar 1902, als Delcassé und Prinetti schon den accord fertig hatten, der den Franzosen Marokko, den Italienern Tripolis sichern sollte, ließ England noch merken, daß es eine Römerexpansion nach Tripolitanien nicht dulden werde; ein Jahr danach, ehe Eduard nach Neapel ging, hatte es Italiens „Recht" auf Tripolitanien und die Kyrenaika anerkannt. Zwischen London und Rom ists nun wie zwischen London und Tokio: das Bündniß währt fort, doch seine Spitze richtet sich in West nicht gegen Frankreich, in Ost nicht gegen Rußland. Der Rest? Oesterreich-Ungarn und die Türkei. Mit Oesterreich war England bis in die Tage der Annexion Bosniens fast immer in Eintracht; das Mürzsteger Programm (Lamsdorff-Goluchowski) wurde in der Foreign Office gelobt, der Zwist über die makedonische Finanzkontrole verhallte schnell und schon 1909 wurde leis wieder versucht, in Wien die gelockerten Fäden fester zu ziehen. Die Wellensittiche Crozier und Cartwright

wußten genau, daß ihnen nicht mehr die Aufgabe zufiel, Oesterreich gegen Rußland zu stacheln. Je herzlicher der Verkehr der beiden Ostreiche wird, desto tiefer sinkt für Habsburg-Lothringen der Werth des Bundes mit Deutschland. Dem sind in der Türkei, seit auch Mahmud Schewket entthront ward, alle Stützen weggebrochen. Entschlüpft ihm noch Oesterreich, dann ists allein. Und nur hinter diesem Ziel ist Europas Ruhe vor Störung sicher. Paul Petrowitsch war ein irrer Tropf. Auch von einer Hydra droht Lebensgefahr. Der einen die Köpfe zu mähen, muß jedes Schwert aus der Scheide. Rostet der Stahl, so ersetzt ihn fürs Erste wirksam noch List.

Grey und Sasonow.

„Natürlich ist Ihr Marinevertrag mit Frankreich zunächst nur fürs Auge der Galerie berechnet. Das ist aber nicht unwichtig. Der Urgroßvater Ihres erhabenen Herrn hat, als Brunnow ihn bei einem Whig-Ministerium vertrat, eingesehen, daß die Verkehrsformen der Staaten nicht mehr von deren Interessen, sondern von Oeffentlicher Meinung bestimmt werden. Daß deutscher Hochmuth das Abkommen als ein Gaukelspiel verhöhnt, zeigt dennoch nur, wie schnell man drüben verlernt hat, politisch zu denken. Was die Republik von Brest nach Toulon schickt, ist ja nicht ersten Ranges; mit uns (die den Bestand dort stärken, nicht, wie Schafsköpfe glauben, noch schwächen) zusammen wird sie mächtig genug, um jeden Gegner unschädlich zu machen. Hauptsache ist aber die Demonstration, daß die Wehrgemeinschaft sich nur gegen Deutschland und dessen Genossen richtet. Davon verspreche ich mir Allerlei. Wir sind ziemlich stark. Seit Sie mit dem Fürsten Katsura ins Reine kamen, reicht unser Concern vom Weißen bis ans Gelbe Meer. Japans Freundschaft bietet uns vierfache Assekuranz: Ihnen in der Küstenprovinz und hinter dem Baikal, uns gegen den Hindu und den Yankee. Doch wir brauchen Gewißheit, werden von Hoffnung nicht satt und möchten uns noch nicht mit Finanzzöllen und allgemeiner Wehrpflicht bepacken. Wer noch zaudert, soll endlich erkennen, daß die Sache jetzt ernst wird; daß

nach Agadir die Welt nicht mehr aussieht wie zuvor. Wir wissen nun, was zu thun ist, wenn der Deutsche die Stirn furcht und wie ein drohender Wütherich die Augen rollt. Aus der Triple-Entente ist ein Dreibund geworden, der einen viel größeren Erdtheil beherrscht und fester ist als der ältere. Warum sind wir 1908 nicht vorwärts gekommen? Weil wir Beide, Rußland und Britanien, den Türken, so lange ihre Jugend lebensfähig schien, schmeicheln und Iswolskijs Privatärger über Aehrenthal heirathen mußten. Vorbei. Von Amtes wegen müssen wir weiterfaseln, die Türkei sei ‚eine europäische Nothwendigkeit'; denn theilen wir heute, so klafft zwischen Ihnen und Oesterreich gleich wieder ein Zwiespalt auf und verschlingt die Wünsche, an deren Erfüllung unsere Zukunft hängt. Wir müssen Italien durch neue Wohlthat verpflichten und Oesterreich vor die Frage stellen, wem es nützt, wenn es, selbst ungefährdet, für den deutschen Balkanrivalen ins Feuer geht. Italien käme mit seinem Athem zwar noch leidlich über den Winter und Frühling; sehnt sich aber nach Frieden. Die Türken würden ihn gern gewähren (über die Bedingungen ist man im Wesentlichen ja längst klar), wenn nicht jeder Pfortenhüter das Odium scheute, mit dem neue Gebietshingabe ihn bedroht. Dem vereinten Druck unserer Botschafter kann, wie der Zweibund Sinoview-O'Connor in der Oase Tabah bewiesen hat, kein Osmanenkabinet widerstehen. Drücken wir aber allzu kräftig, dann fällt der listenreiche Urgreis Kiamil (oder verduftet freiwillig), das Chaos kehrt wieder und wir Beide sind die Erzfeinde, die den Verzicht auf die Syrtenländer erzwungen haben. Wer den Knoten mit leiser Hand löst, handelt klüger als Einer, der ihn mit schartigem Messer durchschneidet. Und wir haben Glück: gerade in diesen schönen Spätherbsttagen, die uns als Gäste meines Königs in Balmoral sehen, zeigt uns der liebenswürdige Graf Berchtold den Zipfel, der eine gefahrlose Lockerung erwirken kann. Der Minister Franz Josephs hatte schon im August von ‚Autonomie' gesprochen, eine Botschafterkonferenz empfohlen und angedeutet, daß die Hohe Pforte die im dreiundzwanzigsten Artikel des Berliner Vertrages umschriebene Pflicht endlich auf sich nehmen und die nur den Kretern bewilligte Selbstverwaltung

in allen Provinzen sichern müsse. Den ungarischen Delegirten hat er, während wir am Tisch Seiner Huldvollen Majestät speisten, den Balkanstatus dann pechschwarz gemalt. Absicht (er war lange in Petersburg, stand mit dem von Ihnen verehrten Herrn Iswolskij noch nach dem buchlauer Gewitter gut, weiß, was unsere Gemeinschaft vermag, und will nicht am Leitseil der berliner Dilettanten marschiren) oder Zufall: wir dürfen uns freuen. Sein Wort hat die glimmende Hoffnung der vier Balkankönige geschürt (vielleicht, um die in Kroatien, den Magyaren zu Liebe, geärgerten Südslaven zu trösten); wenn wir auch nur mit halber Lungenkraft in die Funken blasen, flackerts auf. Das Wuthgeschrei des Balkanbundes übertönt die schwachen Geräusche des libyschen Krieges; die im Herzen gefährdete Türkei kann ihren letzten afrikanischen Besitz den Italienern lassen. Die haben dann, was sie so lange begehrten; merken, daß sie Ihnen und uns Alles, dem deutschen Bundesgenossen nichts danken; um seiner Einfalt eine im internationalen Arbitragegeschäft verwerthbare Mittelmeerbürgschaft abzupressen, thun Giolitti und San Giuliano dann wohl noch ein Weilchen, als sei die Intimität mit Frankreich zerstört; grinsen aber durch die Larve und vergessen in der Mummenschanz nicht, wo, im Bereich welches Europäerlagers, ihr Weizen allein blühen kann. Was meinen Sie? Römer und Türken kommen zugleich aus der Klemme. Den Balkanbrand spritzen wir, wann es uns paßt, schnell nieder; Kiamil muß irgendein altes Reformprogramm für Makedonien aus der Rumpelkammer vorkramen und Reschids bewährten Kniff mit dem Hattischerif von Gülhane wiederholen. Ferdinand und Georg, Peter und Nikita stecken dann das Schwert vergnügt in die Scheide zurück. Und wir können auf eine Machtprobe pochen, wie Europa im Frieden noch keine sah. Die muß auch auf Oesterreich wirken. Wozu braucht es die pfiffigen Konkurrenten, die sich so stolz mit ihrer ‚schimmernden Wehr' brüsten, wenn es ungefähr auf der mürzsteger Basis mit Ihnen einig wird und das alte Freundschaftband mit uns erneut? Wir Zwei machen in Osteuropa das Wetter. Was Deutschlands Thorheit vor einem Jahr versäumt hat, können wir thun: in Rom

den Verzicht auf nahe Balkanaktion durchsetzen und (trotz den während der letzten Manöver gehaltenen und verheimlichten italophoben Reden) Oesterreich mit Italien versöhnen. Berchtold ist willig; hat, weil er Kiderlens Freude an jeder Kollegenschlappe kennt, den Berlinern von seinem Türkenplan keine Sterbenssilbe gesagt und wird noch im Oktober mit Victor Emanuel und Giolitti plaudern. Unter dem Eindruck unseres friedlichen Sieges. Wird er richtig behandelt, dann giebts bald, neben dem nordischen Phantom, nur einen Dreibund; den mächtigsten (auch Spanien haben wir sacht nun an Frankreich gekittet), den die Geschichte kennt. So muß es werden; weil es nur einen allen Großmächten gefährlichen Feind giebt: das Deutsche Reich, das, mit den Waffen des Händlers und des Kriegers, erobern oder im Fett ersticken muß. Was uns so lange getrennt hat und was Sie von Oesterreich fern hielt, ist dagegen Bagatelle. Sie möchten die Mongolei? Gern; wenn Sie uns freies Spiel in Tibet gönnen. Eine gesicherte Machtzone in Persien? Mit Vergnügen; wenn uns der Golfbezirk bleibt. Auch die Opposition (deren Unterhaushaupt ich deshalb herbat) wird einsehen, daß wir, die Land genug haben, unseren eitlen Herzen einen Stoß geben müssen, um die Gewißheit zu erlangen, daß Sie im Nothfall mindestens ein Halbdutzend deutscher Corps an der Grenze zurückhalten und mit Ihrer Baltenflotte den Feind in der Ostsee belästigen. Ists Ihnen recht, dann ziehen wir jetzt auf dem Balkan die Zündschnur."

Theobald.

Nicht die dunkelste Ahnung von den Zusammenhängen noch gar vom Zweck der diplomatischen Rekognoszirung. Jeden Sonntag in Hohenfinow. Vor der Abreise nach Bayern (wieder zu „leider so kurz bemessenem Erholungurlaub") eine höchst offiziöse Erklärung, die als Stümperwerk in keinem Operettenländchen zu überbieten ist und deren jeder Deutsche sich, wie eigener Schmach, schämen müßte. Zum Erbarmen schlecht stilisirter Schwatz, der die Türken nicht trösten kann und die Balkankönige mit Grobheit be-

wirthet. Sonst? Nichts. „Die Diplomatie des Deutschen Reiches ist eifrig und erfolgreich bemüht, die Einigung Oesterreichs mit Rußland zu beschleunigen." Das Dümmste und zugleich Ueberflüssigste, was sie in diesem Augenblick zu thun vermag. Der Herr Kanzler, der Herr Staatssekretär rührt nicht einen Finger, um die deutsche Finanzwirthschaft vor einer Börsenpanik zu bewahren, die uns wieder, wie im Agadirsommer, als Hasenfüße vor Europa blamirt. Heiterkeit ringsum. Deutschland ist ausgeschaltet; merkt nicht einmal, wie schlau manövrirt wird, ihm die Gefährten von der Seite zu locken. Im April 1854 rieth der beim Bundestag bevollmächtigte Herr von Bismarck-Schönhausen seinem König, sich durch die Aufstellung eines Heeres von zweihunderttausend Mann „zum Herrn der gesammten europäischen Situation zu machen". Als Träger der preußischen Politik in Frankfurt konnte er sich „einer Beschämung und Erbitterung nicht erwehren", wenn er sah, „wie wir jede eigene Politik und jede selbständige Ansicht opferten, von Posten zu Posten zurückwichen und unter dem Druck der Inferiorität, in Furcht vor Frankreich und in Demuth vor England, im Schlepptau Oesterreichs Deckung suchten". Er wollte die Gelegenheit nützen, „um uns und die preußische Politik aus der sekundären und, wie mir schien, unwürdigen Lage herauszuheben". 1854. Jetzt geben wir für Wehrzwecke alljährlich anderthalb Milliarden aus: und sind, wo wir anno Olmütz waren. Weil wir die unfähigsten, an Willen und Schöpfergedanken ärmsten Geschäftsführer haben. Weil das Bischen Hirnschmalz nur der Absicht dienstbar gemacht wird, der Nation Tag vor Tag einzureden, Alles sei herrlich bestellt und der Himmel über ihr hell. Ermannt sich nicht Einer von Denen, auf die Wilhelm hört, deutlich dem Deutschen Kaiser zu sagen, daß wir mit solchem Kanzler weder in den Krieg ziehen noch dem Riesenbluff trotzen können, der vor dem letzten Mittel der Könige und der Völker morgen versucht werden soll?

ꝭ

Theodor Gomperz.

Wieder ist einer der Gelehrten alten Schlages dahingegangen, die bei strengster Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in ihren Facharbeiten doch nicht dem eng umgrenzten Spezialistenthum verfallen sind, das bei der fortschreitenden Differenzirung der wissenschaftlichen Arbeit immer mehr das unvermeidliche Los des Forschers zu werden droht. Naturforscher wie Helmholtz, Dubois-Reymond und der, zu unserer Freude, noch lebende Ernst Mach, Mediziner wie Rokitansky, Meynert und Billroth, Historiker wie Ranke und Mommsen, Philologen wie Bonitz und Usener, Theologen wie Adolf Harnack sind von ihren Fachstudien zu allgemeinen Anschauungen aufgestiegen, haben in politischen, kulturellen, künstlerischen und erziehlichen Fragen das Wort ergriffen, wendeten sich oft an das gebildete Publikum Europas; und so sind viele ihrer Werke zum wesentlichen Besitzstand der deutschen Nationalliteratur geworden. In diese Kategorie von Männern gehört auch Theodor Gomperz. Als klassischer Philologe war er stets von peinlichster Gründlichkeit. Das Kleinste schien ihm nicht zu klein, jeder Buchstabe in den Herkulanischen Rollen, auf deren Entzifferung er so viel Kraft und Zeit verwendete, jedes Blättchen in der Sammlung von Papyrus-Urkunden, die den Namen des Erzherzogs Rainer trägt, konnte Gegenstand seiner eingehenden und oft langwierigen Untersuchung werden. Dabei aber hielt er stets den Blick auf das Ganze des Alterthums nicht nur, sondern auf die Gesammtkultur der Menschheit gerichtet, und indem er bei den griechischen Denkern die Gedanken aufsuchte, die in ihrer Weiterentwickelung die moderne Wissenschaft hervorgerufen und befruchtet haben, lehrte er uns, wie man aus dem Alterthum die Gegenwart und aus der Gegenwart das Alterthum zu verstehen vermöge.

Für das gebildete Publikum Europas ist Theodor Gomperz zunächst der Verfasser der „Griechischen Denker“. Dieses Werk hat seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgetragen und sichert ihm eine lange Dauer. Gomperz schildert hier drei Jahrhunderte (600 bis 300 vor Christus) schöpferischer Geistesentwickelung, die sich in solcher Fülle und Mannichfaltigkeit nicht mehr wiederholt haben. In diesem Zeitraum hat das unvergleichlich begabte Griechenvolk, abgesehen von den unsterblichen Werken der Dichtkunst und Bildhauerei, die noch heute ihre lebendige Wirkung üben, die Grundlegung aller abendländischen Wissenschaft hervorgebracht. Daß die griechische Philosophie nicht nur die Probleme aufgestellt hat, mit denen wir heute noch ringen, sondern auch eine

ganze Reihe von Denkmitteln geliefert hat, mit denen wir täglich und stündlich operiren (Wirklichkeit und Möglichkeit, Stoff und Form, Substanz und Kausalität), habe ich schon oft hervorgehoben. Aber auch in den einzelnen Wissenschaften ist es nicht anders. Je genauer uns die Philologen mit der Geschichte der griechischen Mathematik, der griechischen Medizin und Physik bekannt machen, desto deutlicher wird, daß Griechenland dem wissenschaftlichen Denken der Menschheit nicht nur die wichtigsten Stoffe, sondern auch die wirksamsten Methoden gegeben hat.

Diesen Eroberungzug des menschlichen Geistes in seinen Anfängen zu schildern, hatte für Gomperz einen besonderen Reiz. Zwar waren die Lehrmeinungen, die Systeme, die Weltanschauungen und die Schulen der griechischen Philosophen schon mehrfach aus den Quellen gesammelt und ausführlich dargestellt worden. In den Werken von Ritter, Brandis, Zeller und Ueberweg lag das Material geordnet und gesichtet vor. Viele kleinere, für populäre Zwecke bestimmte Darstellungen ermöglichten auch dem Laien, sich über Sokrates, Platon und Aristoteles rasch zu orientiren. Gomperz aber wußte, daß diesem oft behandelten Stoff noch ganz neue Seiten abzugewinnen seien, und so ging er denn in einem bereits vorgerückten Alter daran, in der Darstellung der „Griechischen Denker“ die Summe seiner Lebensarbeit zu ziehen.

Die Vorbereitung dazu war bei ihm eine besonders glückliche, gründliche und vielseitige. An den Herkulanensischen Rollen und an den Papyrus-Urkunden hatte Gomperz seine angeborene Kombinationengabe zu einer hohen Meisterschaft entwickelt, die ihn befähigte, verstümmelte Texte zu entziffern und zu ergänzen und so aus Bruchstücken ein Ganzes zusammenzuschauen. Die zahlreichen Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller, die meist in den Schriften der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienen und jetzt unter dem Titel „Hellenika“ in zwei stattlichen Bänden gesammelt vorliegen, zeigen dem Fachmann, wie souverain Gomperz das griechische Schriftthum beherrschte und wie tief er in die Sprache und in den Geist des Hellenenthumes eingedrungen war. Damit hatte sich Gomperz das philologische Rüstzeug angeeignet, das für eine Darstellung der griechischen Philosophie zwar unentbehrlich ist, aber durchaus nicht dazu ausreicht. Viel wichtiger und namentlich für das Unternehmen des Werkes bestimmender war die gründliche und zugleich eigenartige philosophische Bildung, die Gomperz mitbrachte. Er war vor Allem bei den Engländern und hier besonders bei den zwei Mills, Vater und Sohn, in die Schule gegangen. Als junger Student stieß er, wie er selbst er-

zählt hat, in der Bibliothek des Juridisch-Politischen Lesevereins auf das psychologische Werk James Mills „Analysis of the Phaenomena of the human mind"; und diese von jeder Metaphysik freie, auf dem Prinzip der Assoziation-Psychologie beruhende Darstellung des Seelenlebens wurde für seine ganze Denkrichtung maßgebend. Vom Vater James Mill ward Gomperz, wie er in seinen „Essays und Erinnerungen" selbst mittheilt, auf den berühmteren Sohn John Stuart Mill geführt, dessen System der induktiven Logik ihn begeisterte. Er begann sofort, das Werk zu übersetzen, und war mit der Arbeit schon 1854 (als Zweiundzwanzigjähriger) fertig geworden, konnte sie jedoch erst viel später publiziren. Die Uebersetzung vermittelte ihm die Bekanntschaft mit dem Verfasser, den er sein Leben lang verehrte und liebte. Gomperz hat John Stuart Mill zweimal in England besucht, hat mit ihm die österreichischen Alpen durchwandert, eine deutsche Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltet und ihm nach seinem 1875 erfolgten Tod einen Nachruf gewidmet, der zu dem Schönsten gehört, was von Gomperz, und zu dem Besten, was über John Stuart Mill geschrieben wurde. Man findet diesen prächtigen Aufsatz jetzt mit Anmerkungen in den „Essays und Erinnerungen".

Die Denkweise der beiden Mills kam der Richtung entgegen, die dem Geist des jungen Philologen von Haus aus kongenial war. Gomperz ist strenger Empiriker. Er will sich nicht vermessen, hinter die dem Menschen allein zugängliche Erscheinung in das unerforschliche Wesen der Dinge vorzudringen. Ihm genügt, die dem Menschen gegebene und deshalb für ihn allein wichtige Welt der Erscheinungen (Phaenomene) zu verstehen. Es scheint, daß er für diese philosophische Denkrichtung zuerst den Ausdruck „Phaenomenalismus" geprägt hat. Gomperz hat ferner das tiefe Bedürfniß, die Entwickelung des Menschengeistes psychologisch zu verstehen, und ist der Ansicht, daß dazu die Gesetze der Vorstellung-Assoziation das sicherste Mittel sind. Hier war vielleicht eine Schranke seines Könnens. Die moderne Seelenkunde hat nämlich erwiesen, daß die zu Tage tretende Verkettung der Vorstellungen ein Oberbau ist, der von tief unten wirkenden Kräften und Trieben getragen und geformt wird. Für die Erforschung der griechischen Philosophie war jedoch gerade der von Gomperz gewählte Standpunkt besonders günstig.

Da sein Interesse anders gerichtet ist als das der meisten anderen Philosophie-Historiker, so sieht er Dinge, die den Anderen entgehen. Ihn interessirt nicht in erster Linie die logische Struktur eines philosophischen Systems. Er findet seinen Ehrgeiz nicht da-

tin, Lücken aufzusuchen, auf Widersprüche hinzuweisen und sie dann dialektisch wegzudisputiren. Gomperz will vielmehr erkunden, aus welchen psychologischen und historischen Bedingungen das Weltbild eines großen Denkers zu verstehen sein könnte. Er will die Persönlichkeit erfassen, die Seele des Philosophen erschließen: und betitelt deshalb sein Werk nicht „Griechische Gedanken", sondern „Griechische Denker". Außerdem ist er sorgsam bemüht, die Fäden zu ziehen, die das antike Denken mit der modernen Wissenschaft verbinden, und weiß dabei mit besonderer Meisterschaft in den offensichtlichen Verfehlungen die fruchtbaren Gedankenkeime zu entdecken, die sich später zu wahren und bedeutenden Erkenntnissen entwickeln. Ein besonders interessantes und lehrreiches Beispiel bietet in dieser Beziehung seine meisterhafte Darstellung der pythagoreischen Astronomie.

Fast sechzig Jahre war Gomperz alt geworden, als er mit der Veröffentlichung seines Lebenswerkes begann. Als im Jahr 1891 die erste Lieferung erschien, wurde sie für Wien wenigstens ein literarisches Ereigniß. Ludwig Speidel, der damals schon selten schrieb und noch seltener Bücher besprach, berichtete darüber in einem geistvollen Feuilleton der „Neuen Freien Presse" und Billroth sagte zu Freunden, daß ihm seit zwanzig Jahren kein so bedeutendes Buch untergekommen sei. Langsam schritt die Arbeit vorwärts. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, wie ich die einzelnen Lieferungen, die der Verfasser mir zu senden so freundlich war, mit großem Genuß verschlang und mit Spannung der nächsten entgegensah. Nach mehr als vier Jahren war der erste Band vollendet und die eben so gelehrten wie interessanten Anmerkungen gaben Aufschluß über Manches, das im Text blos angedeutet war. Dieser erste Band ist das Glanzstück des ganzen Werkes geblieben. Hier treten uns die Denkergestalten eines Anaximander, Heraklit, Xenophanes und Protagoras (Gomperzens Liebling) mit so plastischer Anschaulichkeit entgegen wie in keiner anderen Darstellung. Wir lernen aber nicht nur die philosophischen und religiösen Strömungen kennen. Gomperz führt uns auch die Geschichtschreiber Herodot und Thukydides vor und zeigt, wie sich die historische Auffassung allmählich vertieft. Besonders interessant und lehrreich ist das Kapitel über die Aerzte, wo der intime Kenner der unter dem Namen des berühmten Hippokrates überlieferten Schriftsammlung den meisten Lesern ganz Neues bietet. Gomperz hat herausgefunden, daß es im alten Griechenland zwei verschiedene Schulen von Aerzten gab. Die eine wollte ihre Kunst auf philosophische Hypothesen über die Natur des Menschen gründen und danach das Heilverfahren einrichten. Gegen

diese Methode treten energisch die strengen Empiriker auf, die eindringende Beobachtung, weitgehende Individualisirung verlangen und das Hauptgewicht auf das Sammeln eigener und die Benützung älterer Erfahrungen legen. Von den moralischen Forderungen, die die ärztliche Gilde an ihre Mitglieder stellte, giebt uns eine sehr alte Eidesformel Kunde, die zeigt, welche Verpflichtung jeder Lehrling, der in die Genossenschaft eintrat, auf sich nehmen mußte. Er mußte schwören, Gift auch Denen nicht darzureichen, die ihn darum bitten, den Frauen kein Abortivmittel zu verabfolgen, und die Kastration auch dann nicht vorzunehmen, wo Heilzwecke sie zu erfordern scheinen. Schließlich gelobt er, sich jedes, zumal des erotischen Mißbrauches seiner Stellung Freien wie Sklaven beiderlei Geschlechtes gegenüber zu enthalten und über alle Heimlichkeiten, von denen er in der Ausübung seines Berufes oder auch sonstwo Kunde erhält, unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren. Gomperz hat hier zum ersten Mal die medizinische Literatur der alten Griechen für die Darstellung ihrer Geistesentwickelung herangezogen und wir wollen hoffen, daß der von ihm gewiesene Weg auch von Anderen betreten werden wird.

Im zweiten Band hat mich die Darstellung des Sokrates besonders gepackt. „Das Seltenste aller Phänomene ist ein ungewöhnlich mächtig arbeitendes Herz, das seine ganze Triebkraft dazu verwendet, den Kopf kalt zu erhalten, einem Dampfkessel vergleichbar, der ein Eiswerk in Betrieb setzt." „Man hat Benjamin Franklin einen Enthusiasten der Nüchternheit genannt. In weit höherem Maße gilt diese Bezeichnung für Sokrates. Die seine mächtige Persönlichkeit beherrschende, bis zur Lust am Martyrium gesteigerte Leidenschaft gilt der Klärung des Intellekts. Er hat nach Reinheit der Begriffe gedürstet, mit der selben Inbrunst, mit welcher ein mystischer Schwärmer nach der Vereinigung mit der Gottheit lechzt." Schon diese einleitende Charakteristik des einzig dastehenden Mannes ist wahr und tief. Sie erklärt sein Wesen und seine weltgeschichtliche Wirkung. Aber auch der geschichtliche Sokrates in seiner historischen Bedingtheit kommt zu seinem Recht. Durch ein sehr geschickt zusammengestelltes Gespräch eines Atheners mit einem Fremden weiß Gomperz die Verurtheilung des Sokrates historisch und psychologisch vollkommen begreiflich zu machen.

Dagegen hat mir die den Haupttheil des zweiten Bandes füllende Darstellung Platons eine Enttäuschung gebracht. Zwar findet man auch hier viel Schönes und Richtiges (die Darstellung der Ideen- und Seelenlehre Platons und besonders die Charakteristik seiner Altersperiode). Doch dem Verfasser ist etwas Merkwürdiges

begegnet. Während er die Vorsokratiker aus ihren fragmentarischen Ueberresten zu neuem Leben zu erwecken verstand, so daß sie uns als lebendige Gestalten entgegentreten, zerfällt ihm das vollständig auf uns gekommene schriftstellerische Werk Platons in eine Anzahl von Dialogen. Gomperz bemüht sich zwar, auf dem festen Grund sorgfältiger philologischer Forschung die philosophische Entwickelung Platons darzustellen. Man bekommt auch bei wiederholtem Lesen ein Bild dieser Entwickelung. Nicht deutlich und lebendig genug aber sieht man Platon selbst. Vielleicht liegt die Ursache in der Eigenart des Verfassers. Gomperz hat als strenger Empiriker kein innerliches Verhältniß zu Platons mystisch angehauchter und religiös gefärbter tiefgründigen Metaphysik; und dem liberalen Politiker, der nie mit des Lebens Noth zu kämpfen hatte, fehlt, wie ich glaube, das Organ für Platons radikale Utopien und für seinen gewaltigen Sturmlauf gegen die Vermögenungleichheit. Vielleicht ist auch die schriftstellerische Anordnung hier nicht so glücklich wie im ersten Band. Gomperz verweilt meiner Meinung nach zu lange bei den einzelnen Dialogen und erschwert dadurch den Ueberblick und den Durchblick. Windelband zeigt in seinem kleinen Buch über Platon (in Frommans „Klassiker der Philosophie") gewiß nicht die intime, umfassende, vor der Bearbeitung immer wieder aufgefrischte Vertrautheit mit dem Originaltext, wie sie dem Kenner auf jeder Seite der „Griechischen Denker" entgegentritt, aber in seiner Darstellung ist Plato als Lehrer und Schriftsteller, als Philosoph und Sozialpolitiker, als Theologe und Prophet markanter und geschlossener herausgearbeitet.

Wesentlich anders steht Gomperz zu Aristoteles, dessen Seele und Werk er uns im dritten Band erschließt. Dem großen Schätzer der Thatsachen, dem „baumeisterlichen Mann", der in unermüdlicher Beobachtunglust Natur und Menschen kennen zu lernen und das massenhaft angehäufte Wissen zu ordnen und zu verarbeiten bemüht ist, bringt er volles Verständniß und starke Sympathie entgegen. Trotzdem geht Gomperz mit dem „Meister Derer, die da wissen", oft sehr streng ins Gericht. Gomperz wirft dem Stagiriten mit Recht vor, daß er manche schon vor ihm errungene richtige Erkenntniß (zum Beispiel: die heliogenteische Weltanschauung und die Funktion des Gehirnes als Denkorganes) nicht gelten ließ und durch seine Autorität lange Zeit um ihre Wirkung gebracht hat. Dabei entwirft er aber ein treffendes Bild von Aristoteles als Naturforscher mit seinen großen Vorzügen und nicht geringen Schwächen. Eben so eingehend bringt er die Logik, die Psychologie, die Sitten- und Staatslehre, die Theologie, Metaphysik und Aesthetik

zum Ausdruck und zeigt uns den wirklichen Aristoteles, wie ihn bisher nur Wenige kannten. Vielleicht ists nicht unnütz, darauf hinzuweisen, daß die Kenntniß der thatsächlichen philosophischen und wissenschaftlichen Leistungen des Aristoteles und ihre gerechte historische Würdigung erst durch die philologische Forscherarbeit des neunzehnten Jahrhunderts in Angriff genommen und noch lange nicht erreicht ist. Im Mittelalter war Aristoteles in allen weltlichen Wissenschaften und vielfach auch in der philosophischen Theologie unbedingt Autorität. Diese Stellung behauptete er in Deutschland bis zum siebenzehnten, in England bis zum achtzehnten Jahrhundert; und die neuscholastische Bewegung in der Katholischen Kirche ist bemüht, diese Geltung auch heute noch zu erhalten. Man berücksichtigte dabei jedoch immer nur die Grundlehren des Philosophen, hatte gar keinen Anlaß, sich mit allen Einzelheiten abzugeben, und noch weniger, seine Forschungmethoden zu untersuchen. Dies konnte erst geschehen, als seine autoritative Stellung erschüttert war. Jetzt erst konnte die unbefangene Forschung einsetzen; und sie hat die Arbeit mit größter Energie in Angriff genommen, aber noch nicht vollendet. Gomperz that einen großen Schritt vorwärts. Wir dürfen jetzt sagen, daß Aristoteles in der Logik und Psychologie, auf einigen Gebieten der organischen Naturwissenschaft, besonders der Zoologie und vor Allem in der Wissenschaft vom Staat bahnbrechend gewirkt, auf anderen Gebieten, wie in der Poetik und Rhetorik, werthvolle Anregungen gegeben hat, namentlich aber (was Gomperz nicht genug hervorhebt) der Schöpfer einer Reihe von sehr wichtigen Denkmitteln geworden ist. Dagegen hat er in der Astronomie und zum Theil auch in der Physik die wissenschaftliche Entwickelung mehr gehemmt als gefördert. Anfangs hatte Gomperz die Absicht, in seinen „Griechischen Denkern“ auch die hellenistisch-römische Periode darzustellen. Bei der Vollendung des dritten Bandes (1909) stand er aber schon im siebenundsiebenzigsten Lebensjahr. Das bewog ihn, das Werk abzuschließen. Dennoch ists kein Torso geblieben, sondern schildert eine der fruchtbarsten Perioden der menschlichen Geistesentwickelung bis zu dem Punkt, wo mit der Spezialisirung der wissenschaftlichen Arbeiten eine neue Epoche beginnt.

Für die große Zahl der Gebildeten, so sagte ich, ist Theodor Gomperz vor Allem der Verfasser der Griechischen Denker. Für den kleineren, aber darum nicht kleinen Kreis seiner Schüler, Freunde und Bekannten war er mehr. Wir bewunderten in ihm den feinsinnigen und zugleich überaus gründlichen Philologen, den warmen Verehrer und energischen Vertheidiger der klassischen Studien. Wir erfreuten uns an dem weltmännisch gewandten, phi-

losophisch geschulten, ganz ungewöhnlich universell gebildeten Gelehrten, der über wissenschaftliche, literarische und kulturelle Fragen geistvoll und anregend zu plaudern wußte. Alle diese Eigenschaften wurden besonders in kleinen wissenschaftlichen Cirkeln sichtbar. In der Philosophischen Gesellschaft trat er manchmal als Vortragender, öfter als Redner in der Diskussion auf und wußte immer Neues und Anregendes vorzubringen. Besonders genußreich waren aber die Abende im Philologischen Verein „Eranos", zu dessen eifrigsten Mitgliedern Gomperz zählte. Wenn er da über ein neues Buch, eine neue Inschrift, einen Papyrusfund oder über ein neuentdecktes Philosophenfragment sprach, kam seine eben so vielseitige wie intime Kenntniß des Griechenthumes, sein phänomenales Gedächtniß, sein kritischer Blick und seine Schlagfertigkeit zur Geltung und bereitete allen Zuhörern einen ganz besonderen Genuß. Gomperz arbeitete in der Regel langsam und hat sich mit seinen „Griechischen Denkern" vielleicht sogar zu viel Zeit gelassen. Mitunter aber, wenn ein neuer Fund ihn anregte, konnte er durch eine geradezu erstaunliche Schnelligkeit überraschen. Als 1891 die Schrift des Aristoteles vom Staat der Athener in einem egyptischen Grab aufgefunden und von Kenyon zum ersten Mal publizirt wurde, hielt Gomperz, nachdem die Texte erst seit zwei Wochen in Wien eingetroffen waren, in der Juristischen Gesellschaft einen Vortrag, in dem er das Werk von allen Seiten behandelte. Der Vortrag erschien dann in der „Deutschen Rundschau" und wurde in der Gelehrtenwelt allgemein als das Beste bezeichnet, was über dieses alte und neue Buch geschrieben worden war.

Gomperz gehörte zu den immer noch wenig zahlreichen Philologen, die sich mit Völkerkunde beschäftigen und deren Ergebnisse zur Aufhellung antiken Geisteslebens benutzen. Er hielt sich dabei an die anthropologische Schule der Engländer und stützte sich mit Vorliebe auf die Arbeiten Edward B. Tylors. Die meiner Ansicht nach tiefer grabende Betrachtungweise der französischen Soziologen von der Schule Durkheims ist ihm unbekannt geblieben. Er hätte sich jedoch schwerlich mit dieser Methode befreundet. Denn obwohl er in sozial wirkenden Wohlthätigkeitvereinen gern mitthat und sich an den wiener Volksbildungbestrebungen auch aktiv, durch volksthümliche Vortrags-Cyklen betheiligte, so konnte er doch aus der individualilistischen Lebensanschauung, die ihm im Blut lag und die er überdies durch den Verkehr mit seinen englischen Freunden gefestigt hatte, niemals ganz heraustreten.

Die „Griechischen Denker" hatten das Interesse für die Persönlichkeit des Verfassers in weite Kreise getragen. In sehr dankenswerther Weise kam Gomperz diesem Umstand entgegen und gab

in dem 1905 publizirten Bande „Essays und Erinnerungen" eine allerdings nur kurze, aber inhaltreiche Darstellung seines Bildungsganges, die auch als Beitrag zur Kulturgeschichte der vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts werthvoll ist.

Er war am neunundzwanzigsten März 1832 in Brünn geboren worden und stammte aus einer wohlhabenden und angesehenen Judenfamilie, deren Mitglieder in der Großindustrie und in der Finanzwelt hervorragende Stellen eingenommen haben und noch einnehmen. Bis etwa zum dreizehnten Jahr hatte Gomperz, wie er selbst sagt, ein inniges Verhältniß zu der angestammten Religion. Dann aber hat ihn der augustiner Chorherr Franz Bratranek zwar nicht zum Katholizismus, wohl aber zum vollständigen Freidenkerthum bekehrt. Das Sturmjahr 1848 hat Gomperz bereits mit vollem politischen Bewußtsein durchlebt. Zweimal ist er mit den brünner Studenten nach Wien gezogen und war vom Freiheitstaumel ganz berauscht. Aber schon im Februar 1849 urtheilt er in einigen mitgetheilten brieflichen Aeußerungen über die ganze Bewegung und ihre Folgen mit erstaunlicher Besonnenheit und Voraussicht. An der wiener Universität ließ sich Gomperz als Jurist immatrikuliren, hörte aber daneben philologische, philosophische, mathematische und naturwissenschaftliche Kollegien. Seine Studien fanden keinen formellen Abschluß. „Unmerklich ging der Student in den Privatgelehrten über, um so unmerklicher, als sein Kollegieneifer bald erkaltet war und er die Bücherei dem Hörsaal vorziehen gelernt hatte. Ein bestimmtes Lebensziel stand mir nicht vor Augen. Die Konkordatszeit war angebrochen und hatte dem Juden die akademische Laufbahn wieder verschlossen. So stand mein Jünglingsalter unter dem Druck der Aussichtlosigkeit, die nicht mit Mittellosigkeit gepaart war. Weder der Sporn der Hoffnung noch jener der Entbehrung drückte meine Weichen. Was Wunder, daß ich einigermaßen lässig meines Weges zog? Auch ermangelte ich nicht eines Gefühles sicheren Selbstvertrauens, das mich am schließlichen Erfolg niemals zweifeln ließ. Widerstrebende Stimmen meines Inneren beschwichtigte ich gern durch das humboldtische Verspaar: ‚Suche nicht ängstlich die Bahn, sie hierher zu lenken und dorthin; Lieblicher krümmt sich des Bachs weltengeschlängelter Pfad.'"

Der geschlängelte Pfad führte ihn auf ein Jahr nach Leipzig, wo er mit Gustav Freytag, Julian Schmidt, Theodor Mommsen und Otto Jahn bekannt wurde und eine Weile die „Grenzboten" redigirte, dann nach Paris, wo er Littré kennen lernte und sich an der Fürsorge für die Witwe Auguste Comtes betheiligte. Vorher hatte er schon in der Schweiz und in den österreichischen Alpen hohe Berge bestiegen; er steht in Anton Ruthners Glocknerbuch unter

den ersten zwölf Ersteigern des Großglockners verzeichnet. Von seinen Reisen nach England, wo er außer John Stuart Mill auch George Grote und Herbert Spencer kennen lernte, habe ich schon gesprochen. Nach Italien führte ihn mehrfach seine Beschäftigung mit den Herkulanensischen Rollen und diese Studien halfen ihm schließlich in die akademische Laufbahn. Im Jahr 1867 habilitirte er sich in Wien für klassische Philologie, wurde bald darauf Professor und hat mehr als dreißig Jahre an unserer Universität als anregender Lehrer gewirkt. Die autobiographischen Aufzeichnungen reichen nur bis zur Habilitation. Gomperz hat zwar eine Fortsetzung in Aussicht gestellt, aber nicht mehr zu liefern vermocht.

Ich habe Gomperz dreißig Jahre lang gekannt. Gemeinsame wissenschaftliche und kulturelle Interessen führten uns oft zusammen und so konnte ich seinen Aufstieg vom Fachphilologen zum weltberühmten Verfasser der „Griechischen Denker" beobachten und verfolgen. Eine wichtige Etape auf diesem Weg war das Buch „Die Apologie der Heilkunst", das mich bei seinem ersten Erscheinen lebhaft interessirte. Gomperz behandelt darin eine in der unter dem Namen des Hippokrates überlieferten Sammlung medizinischer Schriften auf uns gekommene kurze Rede „über die Kunst", in der das ärztliche Gewerbe gegen seine Angreifer vertheidigt wird. Schon als junger Mann hat sich Gomperz für dieses Schriftchen erwärmt. Er erkannte früh, daß hier eine Sophistenrede vorliegt, und glaubte, aus einigen darin ausgesprochenen philosophischen Ansichten schließen zu dürfen, daß der berühmte Sophist Protagoras ihr Verfasser sei. Dieser Gedanke war für Gomperz der Anlaß, sich Jahrzehnte lang mit dem Studium der alten medizinischen Literatur der Griechen zu beschäftigen, und diesem Studium verdanken wir das zuvor gerühmte Kapitel der „Griechischen Denker" über die Aerzte. Erst im Jahr 1890 trat Gomperz mit seiner Hypothese hervor und gab in dem erwähnten Buch die kleine Schrift mit deutscher Uebersetzung und ausführlichem Kommentar heraus. Ich habe das Werk in der damals von Otto Braun redigirten Münchner „Allgemeinen Zeitung" angezeigt, auf seine Bedeutung hingewiesen und bin dadurch auch zu eigenen Studien über Protagoras angeregt worden. Gomperzens Ansicht, daß Protagoras der Verfasser sei, hat nicht die Zustimmung der Fachgenossen gefunden; aber auch wenn man davon absieht, bleibt doch die „Apologie der Heilkunst" ein Muster philologischer und philosophischer Interpretation, das für Studirende vorbildlich werden sollte. Man findet hier schon die selbe psychologische Behandlungart und die selben Hinweise auf die Beziehungen zur modernen Wissenschaft, die in den „Griechischen Denkern" so anregend und so genußreich wirken.

Gomperz hat sich bis in sein hohes Alter eine bewunderns- werthe körperliche und geistige Frische zu bewahren vermocht. Wie oft habe ich in den letzten Jahren gestaunt, wenn er aus einem wissenschaftlichen Verein, dessen Sitzungen sich mitunter bis gegen Mitternacht hinzogen, ganz unbegleitet wegging und zur Heimkehr nicht etwa einen eigenen Wagen, sondern die „Elektrische" benutzte. Seine Konstitution war sehr kräftig. Sicher aber hat auch die Vielseitigkeit seiner Interessen dazu beigetragen, daß seine Arbeitfreudigkeit und seine wissenschaftliche Genußfähigkeit ihm so lange erhalten blieb. Er war kein Freund des Spezialistenthumes, wenn er auch dessen Nothwendigkeit in gewissen Grenzen einsah. Bezeichnend für seinen Standpunkt ist eine Bemerkung am Schluß seiner Lebenserinnerungen. Gomperz erzählt da, wie er zusammen mit Wilhelm Scherer an einem Sonntagvormittag den genialen Gehirnforscher Theodor Meynert, der damals noch Prosektor war, in seinem Laboratorium aufsuchte und sich an dessen immer neuen Entdeckungen erfreute. „Bei diesen Erinnerungen," fährt er fort, „drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß die „specialité dispersive" (um einen Lieblingausdruck Comtes zu gebrauchen) seither, vielleicht mehr zum Heil der Wissenschaft als ihrer Pfleger, gar erhebliche Fortschritte gemacht hat. Damals hat die Gemeinsamkeit der Interessen in Wien wenigstens noch Viele vereinigt, von denen und von deren Nachfolgern jetzt fast jeder seinen engumhegten Sonderpfad wandelt."

Ich halte mit Gomperz das zu weit getriebene Spezialistenthum in der Wissenschaft für eine Gefahr. Unsere Kultur muß leiden, wenn die wissenschaftlichen Forscher den Zusammenhang unter einander verlieren oder wenn sie gar zu Arbeit- und Rechenmaschinen herabsinken. Jeder Mann der Wissenschaft sollte nie vergessen, daß er zum Führer der Menschheit berufen ist. Jeden Augenblick sollte er sich ferner der Thatsache bewußt bleiben, daß die Wissenschaft dem Leben zu dienen berufen ist, dessen Inhalt sie zu bereichern und dessen Glücksmöglichkeiten sie zu vermehren bemüht sein muß. Diese Wendung zum Leben sollte Alle, die durch Vermehrung des Wahrheitschatzes das menschliche Leben zu fördern berufen sind, verbinden. Gomperz zeigt uns an einem bedeutenden Beispiel, daß strengste Gründlichkeit mit weitem Blick und mannichfachsten Interessen vereinbar ist. Möge sein Andenken uns mahnen, daß es der letzte und der höchste Zweck der Wissenschaft bleiben muß, die Humanität heraufzuführen, und daß jeder Forscher einem Thiasos, einem geweihten Verein angehört, der aus allen Wahrheitsuchern und Menschenfreunden besteht.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Agrippa von Nettesheim.*)

Agrippa von Nettesheim wurde in Köln am Rhein im Jahre 1486 geboren. Sicherheit haben wir nicht einmal über seinen richtigen Namen; wahrscheinlich ist, daß auf dem Titelblatt allein der ersten Ausgabe seines Bekenntnißwerkes mehr Lügen über seine Persönlichkeit beisammen stehen, als man selbst einer Vertheidigungrede gestatten dürfte. Er nennt sich da Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, nennt sich einen Mann von glänzendem Adel, einen Ritter, einen Doktor beider Rechte; bei anderer Gelegenheit hat er sich als einen Doktor der Theologie und wieder als einen Doktor der Medizin eingeführt. Es wird später manche Bemerkung überflüssig machen, wenn gleich hier auf der Schwelle der Charlatan in seiner ganzen Lügenhaftigkeit erkannt wird.

Wahrscheinlich hieß er Heinrich Cornelis; den Familiennamen latinisirte er nach der Sitte der Zeit zu Cornelius und auf der Schule fügte er wohl (wieder nach der Sitte der Zeit) die Bezeichnung Agrippa hinzu, was ursprünglich an die Vaterstadt Köln (lateinisch: Colonia Agrippina) erinnern sollte; da aber Agrippa der Name eines sehr berühmten alten Römers war, so mochte es der Eitelkeit unseres Agrippa schmeicheln, vermuthen zu lassen, daß er von diesem alten Römer abstamme. Er wurde allgemein Agrippa genannt und auch seine Söhne noch nannten sich nach diesem (wir könnten sagen) Schriftstellernamen. Den noch volleren Adelsnamen von Nettesheim hat er sich zuerst auf den Titeln seiner größeren Werke beigelegt; wir wissen nicht einmal,

*) Der unermüdliche Verlag von Georg Müller in München hat sich zur Herausgabe einer „Bibliothek der Philosophen" entschlossen, deren äußerer und innerer Zurichtung man den Zweck anmerkt, mit dem Besten, was Philosophie je irgendwo schuf, über den Zunftbereich hinaus auf die Schaar der Gebildeten, der Leute von ästhetischem Bedürfniß und Geschmack zu wirken. Für den Ernst des Unternehmens, für die Gewißheit, daß es nie in Spielerei und Verniedlichung entgleisen werde, bürgt der Name des Leiters: Mauthners (der mit anderen Mitteln, auf ungeradem Weg, nun das große erkenntnißtheoretische Werk seiner „Kritik der Sprache" weiterführt). Er selbst giebt den fünften Band heraus, der noch im Oktober erscheinen und den Titel tragen soll: „Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften und die Vertheidigungschrift von Agrippa von Nettesheim". Mit welchem fröhlichen Ernst Mauthner das Bild Agrippas gezeichnet, mit welcher feinen Frische und Buntheit ers gemalt hat, lassen die Bruchstücke, die hier veröffentlicht werden, ahnen. Doch eben nur ahnen. Man muß den ganzen Aufsatz lesen, um zu empfinden, welches Portrait hier Einem gelungen ist, der als Mann der Wissenschaft Künstler blieb. Halten die nächsten Bände sich diesem Niveau nur nah, dann ist von der „Bibliothek der Philosophen" manche Freude zu hoffen.

worauf sich der Ortsname bezieht. Auf den Adel seiner Familie fängt er allmählich schon 1526 an, anzuspielen, und seine Ahnen werden, wenn man ihm glauben soll, von Jahr zu Jahr adeliger; es besteht wohl kein Zweifel daran, daß er bürgerlicher Herkunft war.

Ins Groteske geht die sich ebenfalls mit den Jahren steigernde Berufung auf seinen persönlichen oder Militäradel, auf seine Ritterschaft, die er auf dem Schlachtfeld als Lohn für seine Heldenthaten errungen haben will. In diesem Fall möchte man fast glauben, der Lügner habe seine eigenen Lügen geglaubt; der Schwindel wäre sonst selbst für das sechzehnte Jahrhundert zu unverschämt gewesen. Und ich lasse in diesem Zusammenhang ganz beiseite, daß Agrippa sich einmal so weit vergißt, mit der Bezeichnung für Ritter (miles oder eques auratus) so zu spielen, als ob er, der Vagant, Ritter des Goldenen Vließes gewesen wäre. Aber er ist auch niemals zum Ritter geschlagen worden, weder vom Kaiser Maximilian noch von einem anderen Fürsten. Auch Soldat oder gar Offizier ist er wohl im Ernst niemals gewesen. Nur gerieth er in die Kriegsunruhen (in Italien, zur Zeit der Kämpfe zwischen dem Kaiser und Franz dem Ersten von Frankreich) persönlich hinein, leistete in seiner Phantasie wichtige militärische Dienste und lebte sich später als Professor und als Arzt immer mehr in die Rolle eines ehemaligen Kriegshelden hinein. Wenn man es so liest, wie Agrippa (1526) einem hohen Herrn brieflich vorjammert, er sei vordem ein Ritter gewesen und jetzt zum königlichen Dreckfresser (Leibarzt) geworden, so möchte man nicht für möglich halten, daß Agrippa nicht nur die Ritterschaft, sondern auch seine Militärdienste einfach erfunden hatte.

Eben so schlimm steht es, wenn man die formelle Berechtigung ins Auge faßt, um den dreifachen Doktorgrad, den er sich nicht allein auf Büchertiteln, sondern auch (1532) in einer amtlichen Eingabe an die Regentin der Niederlande beigelegt hat. Sich um diese Zeit noch einen Doktor der Medizin zu nennen, war eine um so größere Frechheit, als ihm damals, eben weil er nicht der Medizinischen Fakultät angehörte, die Ausübung der ärztlichen Praxis schon verboten worden war; zu seinen Gunsten mag aber erwähnt werden, daß der Mangel medizinischer Studien ihn weder gehindert hat, viele Jahre lang in der Schweiz, in Frankreich und in den Niederlanden die ärztliche Kunst seiner Zeit auszuüben, in Freiburg (Schweiz) die ausdrückliche Erlaubniß dazu zu erhalten und in Lyon sogar die Bestallung eines Leibarztes der Königin-Mutter zu erringen. Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, daß Agrippa auch ohne Doktortitel ein eben so guter Arzt sein konnte wie seine berühmtesten Zeitgenossen; seine Kenntnisse waren auch auf diesem Gebiet erstaunlich, und da er als Alchimist die Chemie seiner Zeit gründlich studirt hatte, dürfte er sogar, wie mir auch sein Rezept gegen die Pest zu beweisen scheint, zu den Aerzten des sechzehnten Jahrhunderts gehört haben, die man damals modern nannte. Nur freilich durfte er nicht behaupten, er habe rite den medizinischen Doktortitel erworben.

Und noch Eins hätte zu Gunsten Agrippas angeführt werden können, wenn seine Vertheidigung nicht durch sein fast gewerbmäßiges Schwindeln so überaus schwer gemacht würde. Das geistige und überhaupt das öffentliche Leben Europas war damals noch nicht, wie heute, unter Polizeiaufsicht gestellt; man konnte auch ohne Examen Gelehrter, Feldherr, Staatsmann werden. Doch Agrippa hatte es in seiner Jugend, auf der Universität von Köln, nur bis zu dem Grade eines Magisters der Freien Künste gebracht; wir würden es wissen, wenn er später Doktor der Rechte oder Doktor beider Rechte geworden wäre; wir können (trotzdem sein ausgebreiteter Briefwechsel nicht in der besten Ordnung vorliegt) sein Leben in Frankreich und in Italien genau genug verfolgen, um sagen zu können: Er hatte in Paris eben so wenig Zeit für das Studium der Jurisprudenz, wie später in Italien Zeit bleibt für die angeblichen Kriegsdienste. Es ist richtig, daß Agrippa Aemter übernommen hat oder zu übernehmen suchte, für welche man heute das Assessorexamen gemacht haben müßte; einer seiner Ruhmestitel, die Rettung der angeblichen Hexe, ist eine That, die dem Juristen Agrippa allein gelingen konnte. Nur: Doktor der Rechte ist er nicht gewesen. Auch Doktor der Theologie ist er niemals. Das hat er auch nicht einmal ausdrücklich behauptet; trotzdem durfte er sich rühmen, einmal für kurze Zeit Mitglied eines Konzils gewesen zu sein.

Die weltberühmte Universität von Paris hat Agrippa allerdings besucht. Er hielt sich aber zu kurze Zeit dort auf, als daß man glauben könnte, er habe in Paris regelrechte Studien getrieben und sie abgeschlossen. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt, als er sich nach Paris begab. Wir sind nicht genau darüber unterrichtet, was der Jüngling daselbst getrieben hat; da er aber schon sehr bald darauf durch magische Schriften bekannt wird, so muß er sich eben in Paris besonders auf die okkultistischen Wissenschaften verlegt haben. Nur von der Astrologie wissen wir, daß er sich sowohl ihre wissenschaftlichen Grundlagen als die Technik ihres Schwindels bereits in Köln angeeignet hatte; die Annahme liegt sehr nah, daß sein faustisches Streben, das Unwißbare zu erkennen, ihn nun nach den sogenannten hermetischen Schriften greifen ließ; er selbst citirt Albertus den Großen.

Vielleicht ähnelte aber schon der Jüngling mehr dem historischen Faust, dem Hochstapler, als dem Faust der Dichtung. Agrippa gründete schon auf der pariser Universität einen Geheimbund, dessen Mitglieder, durch einen Schwur verpflichtet, einander zu unerhörten Erfolgen helfen wollten. Die Mittel scheinen außer Astrologie und Magie auch noch die Geheimwissenschaften der Kabbala und der Alchimie gewesen zu sein. Wir kennen die Namen einiger der Freunde; wir können einige ihrer Briefe lesen; aber wir werden niemals erfahren, ob Agrippa noch an diese Geheimwissenschaften glaubte oder ob ihm schon damals der Okkultismus gerade recht war (wie später so oft), mit Hilfe der Magie reiche Gimpel zu fangen. Wahrscheinlich kam er über diese Gewissensfrage selbst nicht zu völliger Klarheit; er war der Sohn einer Zeit, die nichts und Alles glaubte.

Agrippa reiste um das Ende des Jahres 1507 nach Köln, weil hier irgendeine Fortune zu winken schien; als aus der Sache nichts wurde, kehrte er nach Paris zurück und stürzte sich dort mit einigen Bundesbrüdern in ein Abenteuer, von welchem wir eine Menge romanhaft ausgeschmückter Züge erfahren, nicht aber Das, um was es sich eigentlich gehandelt hat. Die jungen Leute ließen sich offenbar anwerben, irgendein Schloß in Spanien, am Südrande der Pyrenäen, das von Rebellen genommen worden war, für den König oder sonst wen wiederzugewinnen. Das Schloß wurde wirklich gewonnen, einerlei, ob durch Kanonen oder durch magische Künste; dann aber wurden die jungen Sieger von den wüthenden Bauern belagert, bewiesen nicht eben kriegerische Fähigkeiten, zogen sich zunächst in einen entlegenen Felsenthurm zurück und flüchteten von dort; Agrippa war es, der mit einer seiner vielen Künste einem Knaben das Aussehen eines Aussätzigen gab, in welcher Maske der Bursch das Lager der Bauern passirte und aus einem nahen Kloster die Mittel zur Flucht herbeischaffen ließ. Die jungen Leute, jeder auf seine Rettung bedacht, scheinen sich getrennt zu haben; Agrippa vagirte, immer wieder von neuen Hoffnungen getrieben, über Barcelona nach Neapel, von dort zurück nach Frankreich, nach Avignon, nach Lyon, endlich nach Dôle, wo ihm für kurze Zeit das Glück günstig schien. Er war nicht zu schüchtern, es schnell bei der Stirnlocke zu fassen.

Wenn Agrippa während der spanischen Expedition nicht ohne Geld gewesen war, so ging es jedenfalls auf der Flucht bald aus. Er mußte in Valencia die Pferde verkaufen und kam in Frankreich mit leerer Börse an. Er warf sich sofort wieder auf die Goldmacherkunst; wir dürfen aber annehmen, daß er sich das nöthige Gold nicht direkt in seiner Alchimistenküche herstellte, daß er vielmehr auf recht indirektem Wege durch seinen Ruf als Wundermann seine Bundesbrüder und wohlhabende Leute zur Hergabe von Geldmitteln bewog. Sein Ansehen bei den Genossen des Geheimbundes war groß; die jungen Leute rühmen sich, für ihn in die Trompete gestoßen zu haben. Der Glaube an seine Zauberkünste und der wirkliche Zauber, der von seiner Persönlichkeit ausgegangen sein mag, erklärt es, wie jetzt der dreiundzwanzigjährige Abenteurer, später oft genug der reifere Mann ohne Titel und ohne Mittel, Zutritt zu ansehnlichen Stellungen erlangte, deren Vortheile ihm dann jedesmal durch viele schlimme und einige gute Eigenschaften verloren gingen.

...Die Stadt Dôle war für die politische Geographie jener Zeit nicht unbedeutend: der Sitz einer Universität, die Stätte eines Parlaments, die Hauptstadt des Herzogthums Burgund; dieses Herzogthum war, mit den Niederlanden vereinigt, einem jungen Prinzen zugefallen, dem Prinzen Karl von Luxemburg, der später Kaiser Karl V. hieß. Als Agrippa sich in Dôle niederließ, war Karl erst neun Jahre alt und noch unter doppelter Vormundschaft: in Spanien und in Deutschland; Burgund und die Niederlande wurden noch zu Deutschland gerechnet: und

so stand die Hausmacht des jungen Herrn unter der Regentschaft seiner Tante, der Prinzessin Margarete von Oesterreich, um deren viele Ehen wir uns hier nicht zu bekümmern haben. Erwähnt sei nur, daß sie als dreijähriges Kind dem französischen Dauphin angetraut worden war, der sie aber nachher nicht heirathete, daß sie als siebenzehnjähriges Mädchen einem spanischen Prinzen durch Prokuration angetraut wurde und daß sie auf der Seereise zu diesem zweiten Gatten, in äußerster Sturmgefahr, ein voreiliges Epigramm verfaßte, das ungefähr den Sinn hatte: Zweimal verheirathet und als Jungfrau gestorben.

Margarete hatte also literarische Interessen und Das genügte für Agrippa, um seine Hoffnungen auf diese Fürstin zu setzen. Während er in Dôle, immer noch im Geheimbunde mit seinen Freunden, sich mit alchimistischen Charlatanerien abgab, schrieb er die erste der Schriften, die uns von ihm erhalten geblieben sind: „Ueber den Adel und die Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechtes“; das Büchlein ist so paradox, daß es in der Sprache unserer Tage recht gut den Titel führen könnte: „Ueber den Schwachsinn der Männer“. Agrippa geht von dem Gedanken aus, daß Gott Männlein und Weiblein ursprünglich dem Körper nach ungleich, sonst aber gleich geschaffen habe, ohne Unterschied an Seele, Vernunft und Hoffnung auf ein ewiges Leben; nachher hätten aber die Männer Alles verdorben. Nicht Eva war die Verführerin, sie wurde vielmehr von Adam verführt. Männer haben den Heiland gekreuzigt. In allen Gaben des Geistes und des Körpers ist der Mann geringer als die Frau; natürlich, denn Gott hat ja die Frau später geschaffen als den Mann und erst bei seinem zweiten Werk sein Meisterstück gemacht. Diese Paradoxien werden mit Beispielen aus der heiligen und aus der profanen Geschichte belegt und mit einem Cynismus vorgetragen, der selbst im sechzehnten Jahrhundert doch nur in lateinischer Sprache möglich war.

Die närrische Schrift war für die Prinzessin Margarete bestimmt und wurde wohl sehr früh aus diesem Grunde ins Französische übersetzt; Margarete verstand nicht Latein. Gedruckt wurde das Büchlein in beiden Sprachen erst zwanzig Jahre später, als Agrippa schon ein berühmter Schriftsteller geworden war.

Nun wissen wir wieder nicht, welcher Gunst er es im Jahre 1509 verdankte, an der Universität von Dôle öffentliche Vorlesungen halten zu dürfen: ob sein Ruf als Kenner der Kabbala, ob der Dank der Regentin, ob am Ende gar das Pochen auf seine soldatischen Thaten ihn förderte. Nach dem Gegenstande seiner ersten Vorlesungen und nach der fast zu gleicher Zeit begonnenen Arbeit an seinem großen okkultistischen Werk sollte man fast glauben, daß sein Ruf als Magier ihm zumeist geholfen habe. Er las über „Das wunderthätige Wort“ von Reuchlin, das fünfzehn Jahre früher erschienen war und in einem wüsten Durcheinander christlichen Glauben, neuplatonischen Mystizismus und kabbalistische Buchstabenspielereien zu vereinigen suchte. Die Kämpfe Reuchlins um die Benutzung der kabbalistischen Juden-

bücher waren damals noch nicht ausgebrochen. Die Schrift „vom wunderthätigen Worte“ galt bei den wundersüchtigen Zeitgenossen für ein Meisterwerk geheimer Wissenschaft. Wenn wir es heute lesen, glauben wir einen Chor von hunderttausend Narren sprechen zu hören. Das hebräische Alphabet soll uns alle Geheimnisse der Natur und des Uebernatürlichen deuten. Drei Buchstaben bilden den Namen des Urgottes, vier Buchstaben den Gott des alten Bundes (Jehova in der hebräischen Schreibung), fünf Buchstaben den Namen Jesus; das Buchstabenzeichen des Kreuzes, der griechische Buchstabe T, ist das tiefste Geheimniß. Mit Hilfe dieser Buchstaben kann man alles Verborgene erkennen und wohl auch Zauber wirken.

Agrippa hatte bei seinen Vorlesungen über die kabbalistischen Träumereien Reuchlins großen Zulauf. Das Blatt wendete sich aber schon zur Fastenzeit 1510, als ein Franziskaner zu Gent, in Gegenwart der Regentin, gegen den „judaisirenden Ketzer“ Agrippa zu predigen anfing; unmittelbar vorher hatte der Sturm gegen Reuchlin selbst begonnen: die Verfolgung aller jüdischen Bücher, der Antrag auf ihre Verbrennung; nach der Anschauung der Zeitgenossen war diese Judenhetze in Szene gesetzt worden, um den Juden Geld abzupressen. Man weiß, mit welcher Tapferkeit der Streit um die Judenbücher von Reuchlin und seinen humanistischen Freunden ausgefochten wurde. Agrippa gehörte nicht zu den Tapferen. Wir wissen nicht, ob ihn in Dôle eine augenblickliche Gefahr bedrohte; wir wissen nur, daß er nach England entfloh und von London aus eine wüthende Streitschrift gegen den Franziskaner richtete. Unklug und jähzornig warf er dem Gegner unchristliche Gesinnung vor und bekannte sich, wie auch noch später, da er bereits lebhafte Sympathien für Luther und die Reformation geäußert hatte, zum katholischen Glauben.

Während seines Aufenthaltes in Dôle hatte Agrippa auch die Arbeit an seinem großen magischen Werk begonnen, das jedoch (wie gesagt) erst viel später, zu gleicher Zeit mit dem Bekenntnißbuch veröffentlicht werden sollte; Agrippa schickte der Buchausgabe wie eine postume Empfehlung seinen Briefwechsel mit dem berühmtesten Okkultisten der Zeit voraus, mit dem Abte Tritheim, der fünfzehn Jahre vor der Ausgabe des Buches gestorben war; die Briefe sind von 1510.

Während seines kurzen Aufenthaltes in England mag Agrippa, vielleicht durch die Angriffe der Geistlichkeit erschreckt oder sonst durch äußere Anregungen bestimmt, theologische Studien getrieben haben, wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß er allerlei Fragen der Kirchengeschichte und wohl auch die fragwürdige Beschäftigung mit (durch die Namen Gottes auszuübenden) Zaubereien zu seiner Theologie rechnete. Noch im Jahr 1510 sehen wir ihn dann in Köln, wo er, wieder unter großem Zulauf, bunte theologische Vorträge hielt, die er selbst in barbarischer Gelehrtensprache als ein theologisches Quodlibet ankündigte. Sollte er die Absicht gehabt haben, durch solche Thätigkeit die Würde eines Doktors der Theologie zu erstreben, so hat er sein Ziel jedenfalls nicht erreicht. Den Abenteurer treibt es bald aus seiner Va-

lerstadt fort und die nächsten sieben Jahre (1511 bis 1518) lebt Agrippa im nördlichen Italien. In diesen Jahren will er dem Kaiser Maximilian wichtige Kriegsdienste geleistet haben, will er zum Ritter geschlagen worden sein; wir können aber seine Erlebnisse in Italien hinlänglich genau verfolgen, um zu dem Schlusse zu gelangen: die Kriegsdienste Agrippas sind eitel Flunkereien. Vielleicht hat Agrippa dem Kaiser wirklich irgendwie andere Dienste geleistet: als theologischer oder politischer Agent; vielleicht hat er eben nur, im Mittelpunkt kriegerischer Unternehmungen, nachträglich der Phantasie nachgegeben, in der dankbarsten und bestkostümirten Rolle aufzutreten, in der eines für seine Großthaten belohnten Offiziers. Wir sind in der Zeit, die der Schlacht von Pavia vorausgeht. Um jeden Flecken in Norditalien wird in Scharmützeln und Schlachten gekämpft. Vom italienischen Standpunkt aus sieht man außer Venedig und Mailand auch noch eine Menge kleinerer Staaten und Herren um jeden Fußbreit des Landes raufen; vom europäischen Standpunkt aus sind die Gegner der Deutsche Kaiser und der König von Frankreich. Wir wären nicht in Italien und nicht im sechzehnten Jahrhundert, wenn nicht die Bündnisse der kleinen und der großen Mächte von Jahr zu Jahr und noch öfter sich verschöben und wenn nicht die Beziehungen zum Papst von Fall zu Fall Einfluß hätten auf die weltliche Politik. Frankreich war damals wieder im Streite mit dem Papst und die Einberufung des Konzils von Pisa scheint ein Versuch gewesen zu sein, die Unabhängigkeit der französischen Kirche vom Päpstlichen Stuhl durchzusetzen, ein Konzil zum Verbündeten des Königs von Frankreich zu machen. Das Konzil sollte ein neues Schisma herbeiführen.

Agrippa will nun auch an diesem Konzil theilgenommen haben. Das Konzil tagte zuerst im November 1511 zu Pisa, bald darauf in Mailand und schon im Frühjahr 1512 in Lyon; nach den Briefen und ihren Daten kann Agrippa höchstens an den Sitzungen in Mailand theilgenommen haben; wir sind aber schon geneigt, auch die Berufung auf diese ehrenvolle Stellung für Flunkerei zu halten. Vielleicht war er nur in der Nähe des Schauplatzes, so wie ihm die Nähe des Schauplatzes genügte, um sich kriegerischer Heldenthaten zu rühmen.

Vielleicht aber auch hat Agrippa sich irgendwie mit seiner Feder in den Dienst des Päpstlichen Stuhls gestellt, der just damals mit der kaiserlichen Macht gegen Frankreich zusammenging; vielleicht denkt Agrippa an diese Art von Diensten, wenn er später so bombastisch an die Leistungen erinnert, für welche das kaiserliche Haus ihm verpflichtet sei. Jedesfalls darf nicht verschwiegen werden, daß ein Aktenstück aus dieser Zeit, unterschrieben vom Kardinal Bembo, im Namen des Papstes den Eifer Agrippas für die Katholische Kirche anerkennt und den guten Agrippa dem Lieben Gott warm empfiehlt. Es ist möglich, daß dieser Lohn der Bedeutung der Dienste entsprach.

Sicherer bezeugt ist ein Versuch Agrippas, sich durch äußerlichen Pomp und durch die Reklame seiner Freunde an der Universität von Pavia Anhang zu verschaffen; der Versuch mißglückt zunächst, weil die

Zeitläufte zu unruhig sind. Pavia ist die Stadt, auf welche sich die von allen Seiten bedrängten Franzosen zurückziehen; und Agrippa, der zum Ritter geschlagene Offizier, der aber rauhe Berührungen mit der Soldateska nicht liebt, beeilt sich, die bedrohte Stadt zu verlassen.

Einige Briefstellen lassen vermuthen, daß er nun in Italien wieder, wie vorher in Frankreich, seinen Lebensunterhalt als Alchimist erwarb. Wollen wir unsere Kenntniß aber nicht durch gewagte Vermuthungen ergänzen, so müssen wir eingestehen, daß wir über seine nächsten beiden Lebensjahre nicht viel mehr wissen als seine Aufenthaltsorte und die Thatsache, daß er sich damals zum ersten Mal verheirathete.

Ich möchte die eben so gründlichen wie unfruchtbaren Untersuchungen über die Namen der drei Frauen Agrippas, über die Zahl und die Namen seiner Kinder, über deren Geburt- und Todesdaten nicht vermehren; ich wüßte nicht zu sagen, was dabei und bei ähnlichen Forschungen philologisch geschulter Biographen für das Verständniß der Wesensfragen bedeutender Männer herauskäme. Ich möchte mich darauf beschränken, gleich hier zusammenzufassen, was wir über das Geschlechtsleben Agrippas sicher wissen. Es verdient gleich hervorgehoben zu werden, daß dieser Abenteurer, im Gegensatz zu anderen Vaganten und Humanisten, keine Spur eines lüderlichen Liebelebens hinterlassen hat. Er scheint seinen beiden ersten Frauen ein guter und treuer Ehegatte gewesen zu sein und beidemal den Versuch gemacht zu haben, eine bürgerlich behagliche Existenz zu gründen. Seine erste Frau war eine Italienerin von guten Sitten, die dann in Frankreich durch ihr hübsches Gesicht und durch ihre fremdartige Tracht auffiel; er mag sie wenige Monate vor der Schlacht von Marignano geheirathet haben, also zu Anfang des Jahres 1515; sie schenkte ihm ein Söhnchen und starb zu Metz im Jahre 1521. Wenige Monate später nahm Agrippa in Genf eine zweite Frau, eine sehr schöne Französin von achtzehn Jahren; sie scheint aus gutem Haus gewesen zu sein; Agrippa deutet einmal in gewohnter Ruhmredigkeit an, die Regentin der Niederlande habe diese seine zweite Frau irgendwie in ihre Dienste ziehen wollen. Sie gebar ihm fünf Kinder und starb im Sommer 1529 zu Antwerpen an der Krankheit, die man damals die Pest nannte und gegen die der Arzt Agrippa so vorzügliche Rezepte besaß. Von der dritten Frau wissen wir nur, daß Agrippa sie zu Mecheln nahm und sie kurz vor seinem Tode verließ oder sich von ihr scheiden ließ. Eine ausführliche Lebensbeschreibung müßte bei der Thatsache verweilen, daß Agrippa sich jedesmal, wenn eine Ehe geschlossen oder durch das Schicksal getrennt wurde, gerade in kritischen Vermögensverhältnissen befand, wie fast zu jeder anderen Zeit. Agrippa war nicht Ritter; aber Widersacher, Weiber, Schulden wurde er nie los.

Um die Zeit seiner ersten Eheschließung gelang es dem Unermüdlichen, an der Universität von Pavia Fuß zu fassen. Einige Worte seiner Antrittsrede lassen mich vermuthen, daß er in der Uniform eines Offiziers oder sonst in ungewohnter Kleidung vor seinen Hörern erschienen sei. Wieder beruft er sich auf seine kriegerischen Thaten; er

ist Soldat gewesen und ist jetzt Professor, denn dieses Amt ist ehrenvoll und bringt Gewinn. Den Gegenstand seiner Vorlesungen bilden okkultistische Schriften und vielleicht auch die phantastische und mystische Logik, zu welcher er ungefähr um diese Zeit die Lullische Kunst umzugestalten suchte. Als infolge der Kriegsläufte die Universität Pavia noch im Jahre 1515 verödete, fand Agrippa einen Unterschlupf bei dem Marchese von Monserrat, dem er empfohlen war und dem er seine neusten kabbalistischen Schriften mittheilte oder versprach. Auf Kosten des Marchese lebte er zwei Jahre lang in Casale mit Weib und Kind; die Mittel oder die Großmuth des Marchese scheinen aber nicht ganz Agrippas Wünschen entsprochen zu haben; denn er sucht während dieser Zeit immer wieder anderswo Geld oder Protektion, beginnt 1517 abermals ein Vagantenleben, das ihn für kurze Zeit nach der Universität von Turin verschlägt, schreibt oder veröffentlicht dort auch eine Lobrede auf den Herzog von Savoyen, ohne den gehofften Erfolg, knüpft in Genf Unterhandlungen an und nimmt endlich zu Anfang des Jahres 1518 den Antrag an, als Rechtskundiger in den Dienst des Magistrats von Metz zu treten.

Als juristischer Beirath oder als Festredner, man weiß nicht recht; jedesfalls war er zunächst froh, ein kleines Amt gefunden zu haben; daß er die Stadt nach Jahr und Tag, da er sie wieder verlassen muß, mit einem Fluch bedenkt, hat nicht viel zu sagen; Agrippa hat jede Stätte seines Wirkens, jedes Haus eines Brotgebers beim unfreiwilligen Abschied verflucht. Unmöglich ist es nicht, daß dem Vaganten, der sieben Jahre lang in Italien ein so freies Leben geführt hatte, die strengeren Beamtenpflichten in der pruden Patrizierstadt von Anfang an zuwider waren.

Man beachte auch die Jahreszahl 1518; 1517 hatte durch Luther stürmisch die Bewegung begonnen, die man die Reformation nannte und nennt. Agrippa war Theologe und Ketzer genug, um auch in der alten deutschen Reichsstadt, die jetzt vielfach von ihrem Bischof abhing und von Mönchen wimmelte, an der Reformbewegung lebhaften Antheil zu nehmen.

In seiner Weise. Die theologischen Fragen interessirten ihn mehr als die politischen Folgen; und auch in den theologischen Fragen war Bekennermuth seine Sache nicht. Weder in seiner Vaterstadt Köln noch in Lothringen schien die Sache des Protestantismus zu siegen. Luther wird 1521 auch von der Universität Paris verdammt. Und später noch bleibt das offizielle Frankreich der Reformation feindlich, trotzdem die schöngeistige Umgebung des Königs mönchfeindlich und lutherfreundlich ist und trotzdem sich der König mit den protestantischen deutschen Fürsten gegen den Deutschen Kaiser verbündet, seinen alten Rivalen. Am Rhein, an der Mosel, wie in Frankreich fehlt es für einen Sieg der Reformation an den beiden Bedingungen: der Habgier weltlicher Fürsten und der religiösen Leidenschaft der Bürger. Die Gelehrten des Westens scheuen sich, für Luther entschieden Partei zu ergreifen. Sie sehen und verurtheilen die Mißbräuche in der Kirche, aber sie

wagen nicht, sich von der Kirche zu trennen. So Erasmus, dessen Vorsicht man heute so gern für geistige Ueberlegenheit über Luther ausgeben möchte; so Montaigne, dessen Unterwerfung unter die Kirche man recht unlogisch mit seiner berühmten Skepsis erklären will.

Auch Agrippa war nicht ohne Skepsis, auch Agrippa war mehr vorsichtig als tapfer; aber seine natürliche Heftigkeit, sein geradezu voltairischer Haß gegen die Mönche (diese „Pest der Kapuzenträger", die er alle verbrennen möchte) verführen ihn zu Aeußerungen, die ihn bereits in Metz und später noch oft als einen Vertheidiger von Luther erscheinen lassen. Er stand in lebhaftem Verkehr mit solchen katholischen Geistlichen, die innerlich der Reformation zugeneigt waren; er sandte ihnen Schriften Luthers zu, die er sich in drängenden Briefen aus Basel erbeten hatte. Er lebte und starb in der Katholischen Kirche, er ließ es sich angelegen sein, für seine verstorbene erste Frau Messen lesen und ein frommes Gelübde seiner zweiten Frau vollführen zu lassen: aber in den beiden Hauptpunkten der neuen Lehre, in der Gnadenwahl und in der Frage der Willensfreiheit, war er ein Lutheraner. Sein okkultistisches Hauptwerk beschäftigt sich, begreiflicher Weise, nicht mit so kleinen Angelegenheiten, wie es die einer positiven Religion sind; aber in seinem skeptischen Hauptwerk hat er sich an vielen Stellen zu Luther bekannt, mit kecken Worten, die denn auch (1531) zu einer Verurtheilung des Buches durch die Sorbonne geführt haben und die darum in späteren Ausgaben des Werkes (wahrscheinlich erst nach dem Tode Agrippas) weggelassen worden sind. Es soll nicht vergessen werden, daß Agrippa Luther den „unbesiegten Ketzer" nannte.

... Ich habe in meiner Darstellung nichts verschwiegen, was den Charakter des Charlatans und Abenteurers Agrippa unerfreulich macht; im Vergleiche zu dem klugen Erasmus, der in den Geisteskämpfen der Zeit immer den besten Männern überlegen war und dennoch in der entscheidenden Stunde jedesmal versagte, war der jähzornige, rachsüchtige, draufgängerische Agrippa dennoch der liebenswerthere Mann. Aber das letzte Urtheil über Agrippa, wenn denn schon über eine historische Persönlichkeit geurtheilt werden soll, wird sich nicht allzu weit von dem Verdikt des sorgsamen und klugen Jakob Brucker entfernen dürfen: „Alle seine Gaben verderbte und schändete, ihm zu seinem eigenen Unglück, sein verderbtes Herz, welches über die tumultirenden Begierden nicht Meister werden konnte. Daher war er unbeständig, ruhmredig und prahlerisch, heftig in Worten, zumal gegen Diejenigen, welche ihn beleidigt hatten, und auch in den desperatesten Umständen voll Rachgier." Und auch für meine Erinnerung, daß Agrippa den großen Skeptikern nicht zuzurechnen sei, möchte ich mich auf das Zeugniß Bruckers berufen: „Die ihn wegen seiner Satire über die Eitelkeit der Wissenschaften zu einem Skeptiker machen, haben weder seine Absicht in diesem Buch noch die Zeit, da es geschrieben worden, genugsam erwogen."

Meersburg. Fritz Mauthner.

Chinesische Anleihen.

Die chinesische Finanzpolitik ist seit etwa zwei Jahren von der durch die Bankiers gezogenen Linie abgebogen; seit dem Tage, da der finanzielle Dreibund England, Frankreich, Deutschland „ergänzt“ wurde. Zuerst kam Bruder Jonathan. Bei der 1910 abgeschlossenen Anleihe für den Bau der Eisenbahn Kanton-Hankau drängte er sich in das alte Syndikat und erzwang einen Platz. Schon damals hieß es, die Erweiterung der Bahnkonzession sei nicht im Interesse Chinas, sondern zum Besten des neuen Konsortialen erfolgt. John Pierpont Morgan und seine newyorker Firma haben sich der chinesischen Angelegenheiten mit bekanntem Eifer angenommen und die Regie des ersten großen Finanzgeschäftes des neuen Viermächtebundes, der Währunganleihe von 1911, geführt. Die 200 Millionen Mark sollten für die Geldreform und für die wirthschaftliche Förderung der Mandschurei verwandt werden. Die Revolution vernichtete diesen Plan und seitdem ist das „große Syndikat“ nicht über Experimente hinausgekommen, während die Außenseiter fast immer Glück hatten. Eine belgisch-englische Gruppe, vertreten durch die Banque Sino-Belge, schloß im März 1912 einen Geldhandel mit Yuanshikai ab und in den leeren Staatssäckel floß 1 Million £. Nach dem Yankee kam der Russe. Der Vierbund setzte sich gegen die Eindringlinge in Bewegung, erreichte aber nur, daß Rußland sich von den Outsiders lossagte und zur alten Partei übertrat. China pumpte überall, wo es eine Quelle fand. Oesterreichische Bankiers gaben, zum Besten der Skodawerke, zweimal Vorschuß; die Firma Diederichsen & Co. in Shanghai, die Vertreterin der Rheinischen Metallwaarenfabrik, besorgte mehrere Millionen; und das Haus Carlowitz & Co., das die Aktiengesellschaft Friedrich Krupp vertritt, lieh 6 Millionen Mark. Aus der G. m. b. H. der vier Großmächte wurde bald eine sechsgliedrige Genossenschaft. Denn dem Dollar und dem Rubel folgte der japanische Yen. Der Bund der sechs Nationen erbot sich, dem chinesischen Reich die Riesensumme von 1200 Millionen Mark (nur Rußland hatte 1906 noch mehr bekommen) zu schaffen. Daß Russen und Japaner, um zu zahlen, ihren Beitrag selbst erst bei Frankreich und England borgen müßten, störte das Vergnügen nicht.

Aber Jungchina sollte den stolzen Nacken unter das Joch einer internationalen Finanzkontrole beugen. Diese Bedingung wurde abgelehnt. Nun sollte die chinesische Regirung das Salzmonopol als Unterpfand geben, die Art der Geldverwendung nachweisen und sich verpflichten, ohne Genehmigung des Konsortiums kein Finanzgeschäft zu machen. Prosit! Die chinese government reorganisation loan blieb auf dem Papier. Die „Nation“ erhob sich gegen die fremden Eroberer und verwarf alle Bedingungen. Die Großmächte, hieß es, haben uns einen viel höheren Betrag aufgedrängt, als wir brauchen. Ein chinesisches Blatt sagte: „Rußland und Japan bestehen auf der Kontrole der Ausgaben, um zu verhindern, daß China seine Armee neu organisire, und

um uns jedes Mittel der Vertheidigung zu entziehen". Die chinesische Regirung vereinbarte die neue Anleihe mit einem Syndikat, an dessen Spitze die Maklerfirma Birch Crisp & Co. in London steht. Von einem Gesammtbetrag von 10 Millionen £ (angeblich hat der chinesische Finanzminister niemals mehr gefordert, auch nicht, als man ihm 60 Millionen £ bot) wurden 5 zur Zeichnung aufgelegt. Ueberwältigend war das Resultat nicht, da 60 Prozent des Betrages von den Banken übernommen wurden. Der Preis der neuen fünfprozentigen Chinesen war 95. Die Bedingungen sind aber natürlich bequemer als die von den Großmächten verlangten. Eine internationale Aufsicht soll erst geschaffen werden, wenn die als Sicherheit verpfändeten Resteinnahmen aus der Salzsteuer (3,60 Millionen £) nicht pünktlich eingehen.

China hat jetzt also 89 Millionen Mark. Das ist etwa das Doppelte der Vorschüsse, die von den Outsiders gewährt wurden. An volle Rückzahlung ist aber nicht zu denken. Bleiben die Beträge, die das Sechsmächtesyndikat vorgeschossen hat. Diese kleinen Flickdarlehen (etwa 30 Millionen Mark) müssen getilgt werden, weil die alten Bankiers gekränkt sind. Was dann noch bleibt, könnte für die „Reorganisation" des Staatswesens verwendet werden. Für ein Werk, dessen Kosten auf 1200 Millionen Mark geschätzt worden waren, sollen nun 150 Millionen ausreichen. Und die Staatsbilanz des neuen Finanzministers bringt ein stattliches Defizit: mindestens 300 Millionen Taels oder 820 Millionen Mark. Diese Summe setzt aber voraus, daß die Einnahmen (300 Millionen), mit denen das Budget für 1912 rechnet, wirklich vorhanden sind. Sonst ist die Unterbilanz noch viel größer. Mit dem Geld, das die chinesischen Staatsmänner aus London bekommen, werden sie die Welt nicht aus den Angeln heben. Die neue Regirung muß deshalb versuchen, den Kredit, den ihr Birch Crisp & Co. erschlossen haben, weiter auszunutzen. Ob der Bund der Finanzgrößen je wieder aufleben wird? Yuanshikai und sein englischer Berather Dr. Morrison haben still gearbeitet und die Pause, die zwischen dem letzten Seufzer des Sextetts und dem jüngsten Anleihegeschäft lag, thätig ausgefüllt. England hat sich nicht ernstlich gewehrt. Die Hongkong and Shanghai Banking Corporation, die Repräsentantin Britaniens im chinesischen Wirthschaftbereich, ist bei dem neuen Handel übergangen worden, während andere Citybanken sich dem Konsortium anschlossen. Sir Edward Grey soll die Aufnahme Rußlands und Japans in den Vierbund gefördert haben. Diese beiden bösen Buben haben aber mit ihrem politischen Programm dem Finanzsyndikat das Geschäft verdorben; man wußte in Peking zu gut, daß sie sich ins Fleisch des neuen Staatskörpers einnisten wollen. Im londoner Auswärtigen Amt that man gekränkt; aber die Forderung des Mister Crisp, ihm schriftlich zu bescheinigen, daß das Geschäft gegen englische Staatsinteressen verstoße, wurde nicht erfüllt. Konnte Sir Edward Grey das gewünschte Attest ausstellen? Der Handel des Mister Crisp ist ja nicht gegen, sondern für die englischen Staatsinteressen. Wer Geld bringt, führt die

Braut heim. Und wenn die londoner City den Geldmangel Chinas klug ausnützt, so ists ein Konkurrentenstück, dem nur der geschlagene Rivale nachweinen darf. Den Fehler, Russen und Japaner ins Konsortium aufzunehmen, haben die Yankees mitgemacht; sie glaubten, den Ehrgeiz der Zwei besser überwachen zu können, und vergaßen, wie der chinesische Nationalkonvent über Petersburg und Tokio denkt.

Man wird wieder einig werden. Bisher hat China seine Zinsen prompt bezahlt; aber der gute Ruf darf nicht durch unkluge Pumpwirthschaft aufs Spiel gesetzt werden. Die neue Republik braucht große Summen; ob die londoner City allein das Nöthige liefern kann, ist fraglich. Vermag sie es, dann ist kein Zweifel mehr daran möglich, daß die englische Staatsmacht, unsichtbar, hinter ihr steht. Ladon.



Sonnenrotation.

In dem Heft vom achtundzwanzigsten September stand eine Erwiderung auf meinen in Nummer 49 der „Zukunft" über „Das Problem der Sonnenrotation" veröffentlichten Aufsatz. Dem aufmerksameren Leser, der meinen Aufsatz kennt, wird sofort aufgefallen sein, wie durchaus unaufmerksam der Verfasser, Herr Dr. Schoy, über meine Ausführungen hinweggelesen hat. Nämlich über ihre Hauptsache. Ueber die so großes Aufsehen erregende, vom Direktor Stephani in Kassel photographisch festgestellte Thatsache, daß die Flecke nur auf abgewandter Seite der Sonne entstehen. Ich hatte zu allem Ueberfluß noch darauf hingewiesen, daß auch die Astronomin Mistreß Maunder bereits 1908 unbeanstandbar und über jeden Zweifel sicher nachgewiesen hat, daß die Sonnenflecke nur auf abgewandter Seite der Sonne entstehen. Da nun aber eine direkte oder indirekte verschiebende Einwirkung der Erdbahn auf den Entstehungort der Flecke ausgeschlossen ist, da ferner die ostwestliche Oberflächenströmung mit einer ad hoc von den Fachleuten ins Auge gefaßten einjährigen Rotationperiode der Sonne sich nicht vereinbaren läßt, so ist eben ein Umlauf der Erde um die Sonne ausgeschlossen. Das Verhältniß von Sonne und Erde, das Herr Dr. Schoy am Schluß seiner Zeilen noch berührt, ist nicht minder unaufmerksam ins Auge gefaßt. Denn ist die Erde Centralkörper, so sind ja alle durch die Parallaxenrechnung gewonnene Werthungen für die Sonne und die kosmischen Körper sofort illusorisch geworden, da die Parallaxenrechnung bekanntlich des Durch- beziehungweise Halbmessers einer Erdbahn bedurfte, der in Wirklichkeit aber nicht vorhanden ist. Also ist noch gar nichts über die Größe der Sonne ausgemacht und das Größenverhältniß von Sonne und Erde erst zu ermitteln. Wahrscheinlich ist die Sonne ungleich kleiner, als man bisher annahm.

Weimar. Johannes Schlaf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

WINTERGARTEN

Neues Programm!

Maria Bordin
v. d. Scala in Mailand.

Mado Minty	**Collins u. Ha**
v. Théâtre Folies Marigny Paris	die Urkomischen

Carlyle Kawbawgam
Indianerhäuptl. v. Chippewa-Stamm, Paris
sowie eine Kette
hervorragender Kunstkräfte!
Sonntag Nachmittag 3 Uhr:
Vorstellung zu kleinen Preisen.



Licht-Spiele

Mozart-Saal

Der neue Spielplan dieser Woche

.... **Beginn 6 Uhr** ....

Jeden Sonnabend
Premiere

Nollendorfplatz

Fledermaus

Unter den Linden 14 .·. Unter den Linden 14

Vornehmstes Vergnügungs-Etablissement der Residenz

Geöffnet ab 10 Uhr abends

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

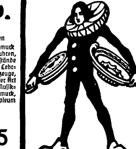
Palais de danse	**Pavillon Mascotte**
Täglich:	Prachtrestaurant
Reunion	::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — Bier-Cabaret

Anfang 8 Uhr. Jeden Monat **neues** Programm.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk.





Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.